

Der Band geht auf eine Jenaer Vortragsreihe im Winter 1999/2000 zurück, die die lebhafteste Diskussion der letzten Jahre zum literarischen Kanon aufnimmt und sie interdisziplinär für die Bereiche der Klassischen Philologie, der modernen Philologien, der Kunstwissenschaft, der Philosophie und der Theologie fortführt. Die meisten der Beiträge (acht von insgesamt vierzehn) geben Übersichtsdarstellungen zu den aktuellen Kanon-Debatten und ihrer Vorgeschichte in den jeweiligen Fächern. Den Auftakt bildet JÜRGEN DUMMERS Rückblick auf die Entwicklungen des Kanongedankens in der Antike, gleichermaßen informativ charakterisiert TILMAN SEIDENSTICKER die aktuellen Diskussionen um den religiösen Schriftkanon im Islam. JENS HAUSTEIN stellt die Kanon-Debatte der germanistischen Mediävistik vor, während GOTTFRIED WILLEMS in seinem grundsätzlich anregenden Beitrag auf die Diskussionen der Neueren Deutschen Literaturwissenschaft eingeht. ULRICH SCHULZ-BUSCHHAUS konzentriert sich auf Curtius und Auerbach als Kanonbildner, wie auch STEFAN MATUSCHEK exemplarisch vorgeht, wenn er knapp und skizzenhaft Kristeva und Eco miteinander vergleicht. Zu einer kleinen Geschichte der literarischen Kanon-Debatte in den USA rundet sich der Beitrag von KURT MÜLLER, während MICHAEL KREJCI die ‚Lesemündigkeit‘ als Zielvorgabe der Literaturdidaktik vorstellt, zu deren Erreichung ein allzu starr vorgegebener Kanon in Widerspruch stünde. Neben diesen Übersichtsdarstellungen bieten die übrigen Beiträge Fallstudien aus dem Zusammenhang der Kanonforschung. So wird die zentrale Bedeutung von Anthologien für die Kanonbildung an zwei Beispielen verdeutlicht. GERHARD R. KAISER stellt instruktiv die großen Anthologien aus dem George-Kreis vor, während sich CHRISTOPH BODE den Anthologien der englischen Romantik zuwendet. LAMBERT WIESING fragt im Zusammenhang der Platonischen Kunstkritik nach den Werken, die Platon bei seinem schroffen Verdikt mimetischer Kunst möglicherweise vor Augen hatte. BERND AUEROCHS gibt mit der Rezeption von Klopstocks Messias ein prägnantes Beispiel für die Brüche und Revisionen in der Entwicklung des ‚offenen Kanons‘. Die vergleichsweise hohe Stabilität

und den unbedingten Anspruch des ‚geschlossenen Kanons‘ begründet MICHAEL TROWITZSCH in seiner systematisch-theologischen Darstellung des biblischen Kanons: Über den Kontrast der beiden Beiträge gewinnt die Differenz von literarischem und religiösem Kanon eine besondere Evidenz. Zu dem antiken Ausgangspunkt des Bandes kehrt MICHAEL DIERS abschließend zurück. Er stellt mit Polyklets Doryphoros den nominellen ‚Schirmherrn‘ aller Kanon-Debatten vor, auf den sich auch die Gegenwartskunst, beispielsweise mit dem Zusammenspiel von Kanon und Kanone in der Straßenbahnhaltestelle von Josph Beuys, bezieht.

Vornehmlich bietet der vorliegende Band also differenzierende Beiträge zu den fachspezifischen Kanon-Debatten, darüber hinaus werden Ansätze der Forschung in exemplarischen Beiträgen vorgestellt. Gleichwohl erfahren diese Vorzüge auch Einschränkungen: So differieren die einzelnen Beiträge nicht nur in ihrem Umfang, sondern auch in ihrem Niveau erheblich. Einige der Autoren begnügen sich mit der Vorlage von Überblicksreferaten, ohne eigene Ansätze und Positionen zu formulieren. Andere Beiträge sind in unersprißlicher Polemik gehalten, wenn etwa die radikalen Kanonkritiker als „Zeitgeistsurfer“ vorgestellt werden, die sich auf die „Haute Couture der Negativität, auf Bourdieu, Foucault und Derrida berufen“. (218f.) Dem Band hätte eine stärkere Lektorierung wohlgetan, so sind Flüchtigkeitsfehler, uneinheitliche Zitationsweisen, Längen und Ideosynkrasien stehen geblieben. Das knapp einseitige Vorwort verzichtet darauf, die Beiträge überblickshalber zu charakterisieren und Querbezüge kenntlich zu machen.

MARTIN VOEHLER, Berlin

*Niklas Holzberg. Catull. Der Dichter und sein erotisches Werk. C.H. Beck, München, 2002. 228 S. EUR 24,90.- (ISBN 3-4406-48531-6).*

NIKLAS HOLZBERG ist ein rühriger Professor, der in den letzten anderthalb Jahrzehnten viele nützliche Synthesen verfasst hat, etwa zum antiken Roman, der Fabel, der römischen Liebesepik bzw. zu Ovid und Martial. Niklas Holzberg (H.) ist ein zu Recht gern gesehener Gast auf Lehrerfortbil-

dungsveranstaltungen, die er durch Vorträge voller Verve bereichert. Nun hat er ein Buch über Catull vorgelegt, an dem den Rezensenten, es sei vorweggenommen, zwei Dinge stören: die Attitüde des Aufklärers, der *in rebus eroticis* kein Blatt vor den Mund nimmt, und eine nahezu ungezügelte Lust, erotische Kryptosignale in m. E. zu vielen Catulltexten aufzuspüren. Doch der Reihe nach. Das Buch wendet sich neben den Fachkollegen „an ein breiteres Publikum“ (9). Vielleicht ist das der Grund für die eine oder andere zumindest populistisch wirkende Aussage, etwa wenn Altphilologen, „denen an der antiken Kultur ‚edle Einfalt und stille Größe‘ am besten gefällt“ (7), im Umgang mit Catull der „Verdrängung“ (ebd.) geziehen werden. H.s Ziel sei es, Catull „von dem Sockel des ‚Klassikers‘ herunterzuholen, auf den eine von Wunschvorstellungen beherrschte Philologie ihn emporgehoben hat“ (9) – und deshalb eben müsse das Verb *futuere* mit „ficken“ (ebd.) und *mentula* mit „dem ordinären ‚Schwanz‘“ (ebd.) wiedergegeben werden. Hier stilisiert sich H. als nassforscher Kyniker, der der ihn umringenden Schar kopfschüttelnder altphilologischer *seniores severiores* unliebsame Wahrheiten sagt. Der Rezensent jedenfalls kann sich des Eindrucks nicht erwehren, dass H. in einer Zeit des *‘anything goes’* hier mit Vehemenz offene Scheunentore eintritt. Das erste Kapitel („Auf der Suche nach dem versteckten Autor“, 11-60) legt den methodischen Grundstein für die gesamte Studie. Man müsse zwischen dem realen Autor Catull und dem poetischen Ich, der Autormaske (*persona*), streng unterscheiden. Catulls *persona* schlüpfe in die Rolle eines *cinaedus*, also der belächelten Figur des passiven Homosexuellen, und diene so dem Amusement und sogar der erotischen Anregung der Leser.<sup>1</sup> Konsequenterweise deutet H. auch Lesbia als fiktive Figur, deren traditionelle Identifizierung mit Clodia Metelli deshalb nicht nur überflüssig, sondern auch sinnlos sei. Der Name Lesbia habe bei Catulls Zeitgenossen die Assoziation einer „Fellatrice“ ausgelöst und sei geradezu ein Synonym für eine Frau von zügelloser Sexualität gewesen. Diese enthistorisierende Lesart lässt H. auch die biographischen Zeugnisse zu Catull von Sueton, Apuleius und Hieronymus bis zur völ-

ligen Aporie dekonstruieren: „Wir kennen also nicht einmal die Lebensdaten Catulls.“ (18) Steht der Rezensent diesen zweifelsohne geistreich vortragenen Überlegungen zumindest zwiespältig gegenüber, wirkliche Probleme hat er mit dem Totalitätsanspruch der v. a. auf Foucaults „*Histoire de la sexualité*“ und angloamerikanischen *gender studies* fußenden Theorie einer „einheitlich-phallokratischen Grundordnung“ Roms, die H. seiner Studie zugrunde legt. Danach wären in der römischen Gesellschaft sexuelle Beziehungen nicht über die Geschlechterdifferenz definiert worden, sondern über den Unterschied zwischen „Penetrierenden“ und „Penetrierten“. Kann man das so pauschal für alle gesellschaftlichen Schichten behaupten? Besteht nicht die Gefahr, aus der gattungsbedingt deftigen und übertreibenden Sprechweise römischer Jambographie, Epigrammatik und Satire und dazu pompejanischen Graffiti derart weitreichende und generalisierende Schlüsse zu ziehen? Auch wenn der Vergleich hinkt: Ein Archäologe der Zukunft dürfte seine Probleme haben, angemessen über die Geschlechterbeziehungen unserer Zeit zu urteilen, wenn ihm als Datenbasis etwa eine ausgegrabene Erwachsenenvideothek zur Verfügung stünde.

Im zweiten Kapitel („Im Zeichen des Sperlings: Das erste Buch der Gedichte“, 61-100) greift H. eine schon der Antike geläufige Interpretationslinie auf, indem er in den *passer*-Gedichten c. 2 und 3 den Sperling als Symbol für „Penis“ auffasst und so die Klage über den Tod des *passer* c. 3 als Klage über die Impotenz des *poeta* liest. Doch ist dies erst der Ausgangspunkt einer hermeneutischen Achterbahnfahrt: da Martial die Fellatio zur „Heilung von Impotenz“ empfehle, könnten die Küsse der Kussgedichte von c. 5 und 7 als Genitalküsse aufgefasst werden („... daß Catull von Lesbia gar nicht den Mund, sondern den Penis mit zahllosen Küssen bedeckt haben möchte“, 65). Einmal abgesehen von der Problematik, trotz des bekannten Phänomens der *imitatio Catulli* durch Martial den früheren durch den späteren Dichter zu erklären, lässt dieser Deutungsvorschlag eine genaue Überprüfung an den Texten c. 5 und 7 vermissen. Ein weiteres Beispiel: Fasst die *communis opinio* das in c. 1

erwähnte Glätten der Papyrusrolle mit einem Bimsstein als poetologische Metapher für die Feilarbeit des alexandrinisch geschulten Dichters auf, „bot es sich an, daran zu denken, daß mit einem solchen (sc. Bimsstein) die Kinäden ihre Beine zu enthaaren pflegten.“ (13). So könne man schon im ersten Text die Rolle des *poeta cinaedus* entdecken. Aber stünde damit nicht zugleich die Ernsthaftigkeit des Textes als bewusst gesetztes Widmungs- und Programmgedicht auf dem Spiel? Zumindest diskussionswürdig ist, wenn H. explizit sexuelle Anspielungen auch ganz wörtlich verstanden wissen will, etwa wenn er behauptet, dass „er (sc. Catull) den Proprätor (sc. Memmius) fellieren mußte“ (70), wie aus c. 10,9-13 und c. 28, 6-10 hervorginge. Könnten diese Verse aber nicht auch als hyperbolisch-drastische Umschreibung für das von Catull dem Memmius zur Last gelegte Ausnutzen des Hierarchieverhältnisses aufzufassen sein?<sup>2</sup> Hatte H. den alten Catull-Roman (19-23) durchaus mit Recht als das Konstrukt biographistischer Deutung entlarvt, so ersetzt er ihn stellenweise durch einen modernen, pornographisch angehauchten. H. zu c. 32: „In der Provinz hatte er den ‚Balken‘ des Memmius in den Mund gestoßen bekommen, wobei er auf dem Rücken lag. (28,9f.), jetzt dagegen möchte er offenbar aus dieser Position selber stoßen (...) Und dann ist da noch die Situation, in der Catull sich an die Frau wendet: So wie er seine ‚Lage‘ beschreibt, darf man annehmen, er wolle ihr zu verstehen geben, daß sie es in der sogenannten Reiterstellung mit ihm treiben soll.“ (80).

Oder zu c. 50, 14f.: „Catull sagt, seine *membra* hätten erschöpft von der Anstrengung halbtot auf dem Bett gelegen. Allerdings hörten die Zeitgenossen vermutlich ‚Penis‘ als Bedeutung von *membra* mit, so daß sich bei ihnen wieder einmal die Vorstellung von dem masturbierenden *poeta* einstellen konnte.“ (85). Da verwundert es nicht mehr, dass H. im bekannten *obdura* von c. 8, 11/19 „zugleich Assoziationen von einer Erektion“ (90) sieht, als „versteckten Hinweis darauf, daß Catull keineswegs zum Abschied bereit ist.“ (ebd.).

H. konstatiert für Buch 1 (c. 1-60) fünf Themenblöcke, wobei die c. 11, 34 und 51 als „drei markante ‚sapphische Säulen‘“ (73) fungierten: in c. 1-14 dominieren Texte über Lesbia, im zweiten

Block (c. 14-26a) Invektiven gegen Furius und Aurelius, die mit Catull um die Gunst des Iuvenus rivalisieren, der dritte (c. 27-34) enthält Schmähedichte, der 4. (c. 35-45) wird wieder von Lesbia beherrscht, und der letzte Block (c. 46-60) von Invektiven. Organisationsprinzip sei „ein kunstvolles Entwickeln, Verschieben und Abwandeln bestimmter Kernmotive“: „Erst lernt man in c. 1-34 sukzessive die in dem Buch dominierenden Themen kennen, und dann sieht man sie in c. 35-60 in neuem Zusammenhang wiederholt.“ (87).

Das 2. Buch („Variationen über das Heiraten: Das zweite Buch“, 111-150), das die c. 61-64 umfasst, sei nach dem Vorbild der größtenteils verlorenen Epithalamia der SAPPHO verfasst. Catull inszeniere hier ein Spiel mit Rollenwechsel: in c. 61 und 62 trete er in der Rolle eines unmännlichen und damit komisch wirkenden „Lesbius“ auf, der die Hochzeit eines richtigen Mannes kommentiert. Das Attisgedicht c. 63 passe insofern in die Reihe der Hochzeitsgedichte, als sich der Ephebe durch seine Entmannung der Institution Ehe verweigert; hier zieht H. die Parallele zur Figur des seit c. 3 als impotent mitzudenkenden *poeta*: „So betrachtet ist Catull selbst schon ein Attis, bevor er ein Stoßgebet an Kybele richtet. Die Göttin wiederum, die er als Herrin anredet, (...) erinnert als solche an Lesbia, (...) und wie Attis vergeblich bereut, in Kybeles Dienst getreten zu sein, so versucht Catull ohne Erfolg, sich von der *puella* zu trennen.“ (132). Das Peleus und Thetis-Epyllion (c. 64) stelle den Schlusspunkt der Linie von der Rolle des wenig männlichen Mannes über den kastrierten Attis hin zur Einfühlung in die Frau Ariadne dar.

Buch 3 („Familienangelegenheiten: Das dritte Buch der Gedichte“, 151-212) sei von Familienangelegenheiten bestimmt, mit denen sich Catull „auf amüsante Weise auseinandersetzt.“ (155). H. deutet Catulls Bruder durchaus konsistent „als eine von vielen Figuren in einer fiktiven Welt“. Die Elegien c. 66-68 fasst H. als Abwandeln des Motivs „Ehe und Familie“ in verschiedenen Kontexten auf, wobei c. 66 und 67 als Komplementärgedichte konzipiert seien: in c. 66 redet die Locke der Berenike in der großen Welt des hellenistischen Königshofes, in c. 67 repräsentiert eine Haustür die kleine Welt einer

römischen Provinzstadt. Die c. 69-92 seien von Lesbia bestimmt, während c. 69-119 „nicht so homogen“ wirkten. (174).

Die zweite Buchhälfte entschädigt durch ihre oft glänzenden Beobachtungen zur Struktur der catullischen Gedichtbücher und die Aufdeckung manch fruchtbaren intertextuellen Bezuges für die zumindest auf den Rezensenten monokulturell wirkende Einseitigkeit der Deutungen in den ersten Kapiteln. Es bleibt als Fazit, dass man dieses Buch auf jeden Fall kennen, es aber nicht als einziges Buch zu Catull lesen sollte.

- 1) H. stellt sich damit in die Tradition der Konzeption eines „orgasmic reader“ von Roland Barthes, *The Pleasure of the Text*, New York 1975, die H.P. Obermayer in „Martial und der Diskurs über männliche Homosexualität in der Literatur der frühen Kaiserzeit“, Tübingen 1998 aktualisiert, S. 20: „Lust am Text und Lust durch den Text“.
- 2) So übrigens auch H.P. Syndikus, *Catull. Eine Interpretation*, Bd. I, 2001, S. 144 ad loc.: „Derlei Kraftausdrücke aus dem obszönen Vokabular waren damals reichlich abgegriffen und bedeuteten im Grunde nicht viel mehr als einen derben Ausdruck der Verachtung.“ Vgl. ebd. auch die Fußnote 4.

MICHAEL LOBE, Bamberg

*Burkhard Cardauns. Marcus Terentius Varro. Einführung in sein Werk. Winter-Verlag, Heidelberg 2001. 87 S. EUR 13.- (ISBN 3-8253-1269-0).*

Ein jeder ist seines Glückes Schmied. Varro von Reate, der große Gelehrte der römischen Antike, kannte auch die Mittel dazu, wie ein erhaltenes Fragment aus seinen Menippeen zeigt: *legendo et scribendo vitam procudito*: Durch Lesen und Schreiben soll man sein Leben schmieden. Angesichts der Fülle der bezeugten, wenngleich zumeist nur fragmentarisch erhaltenen Schriften Varros kann dieser Satz durchaus als sein eigenes Lebensmotto verstanden werden. Eine Einführung in das Werk dieses in Antike und Spätantike stereotyp mit dem Epitheton *doctissimus* versehenen Mannes zu geben, hat B. CARDAUNS (C.) unternommen, und dies auf gelungene Weise. Es ist ihm geglückt, auf weit unter 100 Seiten wesentliche Aspekte der Varrophilologie aufleuchten und zugleich durch geschickte Auswahl exemplarischer Passagen den Autor selbst zu Wort kommen zu lassen.

Das Bändchen ist übersichtlich in neun Großkapitel unterteilt, an deren Anfang eine auf das jeweilige Thema bezogene Auswahlbibliographie steht. Das erste („Leben und Werk“) und letzte Kapitel („Nachleben und Würdigung“) umrahmen die sieben Abschnitte, die sich mit Varros Werken befassen. In Kap. 2 (*De re rustica*) finden sich drei Exkurse. Der erste beschreibt Varros aus der Stoa stammendes Systematisierungsschema der *quadrupartitio* (Raum, Zeit, Handlung, Handlungsträger), das er neben *de re rustica* häufiger anwandte. Der zweite Exkurs befasst sich mit Varros kulturgeschichtlichen Betrachtungen, die ihn wie CATO als Deszendenztheoretiker und Kritiker an der neumodischen Nachahmung griechischer Sitte und griechischer Wörter zeigen. Der letzte Exkurs zeigt *dicacitas* und *hilaritas* als wesentliche Elemente der *res rustica* auf, wie sie sich etwa in den sprechenden Namen Fundanius, Scrofa (Mutterschwein), Vaccius etc. und launigen Bemerkungen bzw. Anekdoten zeigen.

Kap. 3 (*De lingua Latina*) erörtert zunächst Varros Theorie der vier aufsteigenden Stufen der Etymologie: von der Volksetymologie (*quo populus etiam venit*) über die Erklärung poetischer Neologismen (*quo grammatica escendit antiqua*) und der hellenistischen Sprachtheorie (*quo philosophia ascendens pervenit*) bis zum *quartus gradus etymologiae*, der Ergründung der sprachschöpferischen Leistungen von Staatsgründern wie Latinus und Romulus. Ein weiteres Unterkapitel zeigt, wie Varro zwischen den Richtungen der Anomalie und der Analogie eine vermittelnde Haltung einnahm – sein Zeitgenosse CAESAR hatte sich bekanntermaßen für die Analogie entschieden, kam dies Modell seinem Streben nach Ordnung auch auf dem Feld der Sprache stark entgegen. C. nimmt Varros Schreibstil von *de lingua latina* in Schutz: „Dies war niemals ein Buch für das große Publikum, sondern für den Gelehrten, und sollte nicht am Stil Ciceros gemessen werden.“ (37).

Von den Menippeischen Satiren Varros (4. Kap.) sind 600 Fragmente erhalten. Sie zeigen eine große Bandbreite von Themen und einen ebensolchen Reichtum an Versmaßen, sodass man Varro in dieser Beziehung als Vorläufer des *numerosus Horatius* ansehen kann. Die Besprechung der *Anti-*